Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 3

Artikel: Schulleben in Neapel
Autor: Job, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755060

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schulleben in Neapel

Von Dr. Jakob Job

Aus einer größeren Arbeit des Verfassers, die seine Erinnerungen als Direktor der Schweizerschule in Neapel enthält, und die zu Beginn dieses Jahres erscheinen wird, veröffentlichen wir hier das Kapitel «Eltern und Schüler».

Bereits waren mehrere Wochen des Schuljahres verflossen, und noch immer gingen in meinem Direktionszimmer die Besucher aus und ein. Und noch immer kamen Neuanmeldungen, trotzdem die Schülerzahl auf 180 angestiegen war. Einzelne Klassen waren vollständig besetzt, denn da die Zimmer oft ziemlich klein waren, konnten sie nicht mehr als eine ganz bestimmte Anzahl Schüler aufnehmen. Man versicherte mir zwar, die Anmeldungen würden noch bis in die erste Novemberwoche hinein dauern, denn vor den Feiertagen «Tutti i santi» und «Tutti i morti» würden die richtigen Neapolitaner nicht aus ihren Landhäusern, der «villegiatura», in die Stadt zurückkehren, und bis zu diesem Zeitpunkte sei immer noch mit einer Zunahme der Schülerzahl zu rechnen.

Mannigfaltig wie wohl kaum irgendwo waren Stand, Beruf und Nation der Eltern, die bei mir ein- und ausgingen. Zu dem russischen Großfürsten, dessen vielzackige Krone auf der großformatigen Visitenkarte vielleicht der letzte Rest seiner einstigen Herrlichkeit war, zu dem griechischen Minister, der König Konstantin ins Exil begleitet hatte und der seinen Jungen in unsere Schule brachte, um ihn später in die Schweiz zu schicken, gesellten sich neapolitanische Marchesi, spanische Barone, Schweizer Kaufleute, Konsuln aller Länder, italienische Generale und andere hohe Militärpersonen und natürlich auch viele jener Emporkömmlinge, die, wie in allen Ländern, der Krieg reich gemacht hatte und die es sich nun leisten konnten, ihre Kinder in die teure Schweizerschule zu schicken.

Es war nicht immer leicht, gleich zu wissen, wen man vor sich hatte, Stand oder Rang zu erraten. Mancher Vertreter des neapolitanischen Hochadels sah bescheidener aus als der Besitzer irgendeines Cafés. Mancher trug neben dem Erbe eines altadeligen Namens auch das einer fast völligen Mittellosigkeit. Und so konnte es in den ersten Wochen, bis ich mich einigermaßen an Ton und Gestus dieser Leute gewöhnt hatte, leicht passieren, daß mir die unangenehmen Täuschungen unterliefen. So geschah es eines Tages, daß der Diener mir meldete, es stehe ein Mann draußen, der mich zu sprechen wünsche. Er sagte ausdrücklich ein Mann, «un uomo», nicht: ein Herr. Er wußte solche Unterschiede genau zu machen.

Bereits gewohnt, von allen möglichen Leuten heimgesucht zu werden, die dann kaum mehr aus dem Bureau herauszubringen waren, trat ich in den Korridor hinaus, den «Mann» nach seinen Wünschen zu fragen.

Draußen stand irgendein Alter, die Pfeife im Mund, ein schlecht in Papier gewickeltes Paket unter dem Arm. Er sah wirklich nach nichts aus, nach gar nichts. Zwar trug er ziemlich saubere weiße Hosen, aber welcher Neapolitaner trug sie nicht?

Fast überzeugt, irgendeinen Bittsteller vor mir zu haben, frug ich ihn, nicht übertrieben freundlich, nach seinem Begehr.

Er wünsche mit mir seiner Enkel wegen zu sprechen.

«Welchen Enkeln?» fragte ich erstaunt.

«Nun, seinen Enkeln, die hier bei uns in der Schule wären.»

Ob er Enkelkinder besäße, die unsere Schule besuchten, fragte ich, noch erstaunter und fast etwas lächelnd.

«Ja, zwei Kleine, Zwillinge, die in der zweiten Klasse säßen.»

Zwillinge? Ich kannte nur zwei, tatsächlich in der zweiten Klasse. Aber die gehörten, wie ich mich zu erinnern glaubte, einer der vornehmsten Familien der Stadt an.

Etwas unsicher geworden, bat ich den Alten um seinen Namen.

Statt einer Antwort reichte er mir seine Karte. «Fürst Luigi C.... di S...., Kämmerer seiner Heiligkeit des Papstes» las ich darauf.

Mein maßloses Staunen war kaum zu verbergen. Aber noch schien mir nicht alles klar. Schließlich konnte es sich da um irgendeinen alten Hausangestellten, ein Faktotum handeln, das die Karte seines Herrn als Ausweis bei sich trug. Und so konnte ich die Frage nicht unterdrücken:

«È proprio Lei il Principe?» — Ob er der Fürst selbst sei. — «Gewiß!» war die bestimmte Antwort. Ob er seine Enkel einen Augenblick sehen könnte?

Schon um aus dem Dilemma zu kommen und Sicherheit zu haben, bat ich den Diener, die Kleinen rasch zu holen. Sie kamen hergerannt, und hängten sich mit dem Rufe «Nonno» — Großvater — dem Alten an die Arme.

Wahrlich, es gab hier nichts mehr zu bezweifeln, und etwas beschämt stand ich neben dem Alten und seinen Enkelkindern. Er schien zwar meine Behandlung keineswegs irgendwie empfunden zu haben, er schwatzte lange und liebenswürdig mit mir und verabschiedete sich nach einer Weile aufs herzlichste, immer sein Zeitungspapierpaket mit dem Arm an sich drückend. Wie er durch die Straße hinunterging, etwas unsicher, hätte in ihm — das schwur ich mir selbst zur Beruhigung — kein Mensch den Vertreter derjenigen Familie angesehen, die den vornehmsten Namen der Stadt trug und deren Glieder einst auf dem päpstlichen Stuhl gesessen hatten.

Das war freilich schon lange her. Inzwischen waren Glanz und Reichtum des Geschlechtes längst verblaßt. Das zeigte sich auch mir schon nach einem halben Jahre in sehr drastischer Weise. Die beiden Zwillinge verließen noch vor dem Ende des Schuljahres die Schweizerschule, weil die Eltern die ziemlich hohen Auslagen, die eine Privatschule naturgemäß mit sich brachte, nicht mehr tragen wollten oder konnten.

*

Zu unserer Schule gehörte auch ein kleiner Hof, ein «Giardino», wie Eltern und Schüler das nannten. Es tönte zwar schön, war aber reichlich euphemistisch für den engen Raum zwischen den hohen und dunkeln Häusermauern. Um den Himmel sehen zu können, mußte man die Nase schon recht in die Luft recken. Aber es war immerhin ein Hof, in einer Großstadt wie Neapel schon schier etwas unglaublich Schönes. Und man hatte ihn, so gut dies ging, ringsherum mit grünen Bäumen und Sträuchern bepflanzt, die ihn im Frühling hell überleuchteten. Oh, die roten Oleanderbüsche meines Schulhofes in Neapel! Wie oft habe ich in unseren schön gepflegten Anlagen Sehnsucht nach ihnen empfunden.

In diesem Hofe tummelten sich die Kinder während der Schul- und Mittagspause, hier versammelten sie sich am Morgen vor Schulanfang zum gemeinsamen Eintritt in die Klassenzimmer, hier fand auch der Turnunterricht statt. Und hier geschahen auch alle jene schrecklichen Unglücksfälle, da einer eine Schramme am Bein, eine Beule am Kopfe davontrug, was die armen neapolitanischen Mütter stets an den Rand des Grabes brachte. Es konnte nichts Schlimmeres für sie geben, als ihr Kind mit einem roten Kritz, einem Tröpflein Blut zu sehen. Ihr Herz brach fast darob, und der Direktor, der über solche Dinge lächelte und sie sozusagen als normal ansah, mußte ein merkwürdig herzloser Mensch sein. Ich habe nie schlimmere Szenen erlebt, als diese kleinen, nichtigen Unfälle im Schulbetrieb und nie komischere.

Eine hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Ein etwa zehnjähriger neapolitanischer Schüler war während des Spiels von einem Kameraden gestoßen worden und gegen eine der eisernen Säulen gefallen, die das gläserne Vordach trugen. Seine Stirne zeigte eine klaffende Wunde. Eben im Moment, als wir sie ihm im Vorzimmer auswuschen, kam seine Tante, um ihn zum häuslichen Mittagessen abzuholen. Die Wunde sehen, einen Schrei ausstoßen, in Ohnmacht fallen: alles geschah in demselben Augenblicke. Statt um den Jungen, mußten wir uns um seine Tante bemühen, um sie wieder zu sich zu bringen. Nachdem sie sich erholt hatte, bestand sie darauf, selbst mit dem Knaben ins Spital zu fahren, um die Wunde zunähen zu lassen.

Natürlich erzählte sie dort die Geschichte des Unfalls bis in alle Details, und das Unglück wollte es, daß der behandelnde Assistenzarzt den Vater des Knaben kannte, der dem Verunfallten den ungeschickten Stoß gegeben hatte. Der Unglückselige wußte nichts Gescheiteres zu tun, als diesen Vater telephonisch aufzuläuten. Hätte er geahnt, welches Unheil er anrichtete. Statt des Vaters kam die Mutter ans Telephon, und es genügte zu hören: Spital ... Vittorio ... daß sie den Hörer fallen ließ, um atemlos und in Tränen aufgelöst in die Schule zu stürzen, in der Direktion auf meinen Divan zu sinken und einem Weinkrampf zu verfallen. Und es brauchte meine ganze Ueberredungskraft und die Präsentierung ihres unversehrt gebliebenen Jungen, um sie begreifen zu lassen, daß sie einem Mißverständnis zum Opfer gefallen war.

Dies war allerdings noch lange nicht der Höhepunkt der Szene. Unterdessen hatte sich die Nachricht von dem Unfall bis nach dem Hause des Verunglückten durchgesprochen, und nun kam dessen Mutter, Niobe in Person, daher, Seele und Leib ihres Kindes von mir zu fordern. Durch das halbe Haus hallten ihre verzweifelten Schreie. Alle Beruhigungsversuche waren umsonst.

Plötzlich gewahrte sie die andere Mutter, die sich sprachlos in eine Ecke des Zimmers gedrückt hatte, und kaum begriff sie, wer es war, so überfiel sie die arme Frau, die sich von ihrem Weinkrampfe noch nicht recht erholt hatte, mit einer Flut von Anschuldigungen und Verwünschungen, daß ich mich nicht mehr halten konnte, und die beiden Damen, denn auch die andere blieb nun die Antworten nicht schuldig, bat, zu bedenken, wo sie seien und sie ersuchte, die Diskussion auf der Straße fortzusetzen, wohin sie sicher besser passe. Und ich machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung.

Das brachte die beiden plötzlich zur Besinnung. Ihre Redeströme verstummten, und jede schämte sich uneingestandenermaßen vor der andern. In dieser peinlichen Situation erschien als *deus ex machina* und erlösender Engel der verunfallte Junge, heiter lächelnd, die Stirne fein säuberlich zugenäht, ein bißchen blaß zwar, aber immerhin lebend. Den mütterlichen Empfang wage ich nicht zu schildern; für die Unbeteiligten, ja sogar für den armen Jungen hatte er etwas Bedrückendes in seinem ekstatischen Freudentaumel. Man stellte sich unwillkürlich vor, wie wohl die Haßausbrüche einer solchen Frau sein mußten, bei der die Freude so in jedes Unmaß umschlug.

Aber noch war diese Tragikomödie nicht zu Ende. Plötzlich erinnerte sich die Mutter der Vorwürfe, die sie der unschuldigen andern gemacht hatte, und in der Wonne ihres Herzens war sie zu jeder Abbitte bereit. Und die sich vorher mit Blicken und Worten zermartert hatten, konnten sich nun nicht genug tun in Entschuldigungen, die eine wegen ihrer Anwürfe, die andere wegen ihres Sohnes, der immerhin, wenn auch ungewollt, die eigentliche Ursache des ganzen Auftrittes gewesen war. Und die Szene, die so überaus dramatisch begonnen hatte, endigte auch mit einem packenden Aktschluß, für den nur die bengalische Beleuchtung und der Tusch des Orchesters fehlte: mit der feierlichen Umarmung der beiden Frauen und einem unendlichen Versöhnungskusse.

*

So dramatisch ging es bei den Schweizern nicht zu. Meist waren sie allerdings auch keine «pezzi grandi«, wie die Neapolitaner, die sich für ihre Kinder den Luxus einer Ausländerschule leisteten, sondern nette, bescheidene Leute, Angestellte in kaufmännischen Betrieben. Aber ich freute mich jeden Morgen über die ruhigen, stillen Mütter, die ihre Kinder brachten, die Väter, mit denen ich ein paar heimatliche Worte wechselte, ein Rendez-vous für den Abend oder einen Sonntagsausflug besprach. Sie hatten es oft nicht leicht, mit ihrem kargen Lohne sich durchzuringen und ihren Kindern den Besuch der Heimatschule zu ermöglichen; mit der Zeit sah ich in manchen stillen Kampf und manche Lebenslast hinein.

Die Südländer aber schienen gleich groß im Lieben wie im Hassen zu sein. Nichts war angenehmer als die Unterhaltung mit einem Vater, der liebenswürdig, mit tausend Komplimenten (an denen 90 % abzuziehen ich sehr bald gelernt hatte), charmant und zuvorkommend plauderte.

Aber gleich groß, wie diese Beredsamkeit der schönen Worte, war das oratorische Talent, wenn sie etwas zu klagen hatten. Dann öffneten sich alle Schleusen einer anklägerischen Vehemenz; die vielgepriesene und auch vielerprobte Liebenswürdigkeit schienen nie vorhanden gewesen zu sein. Ein Orkan wütete in meinem Direktionszimmer, ein Rachegott erstand in ihm.

Nur aus dem unbändigen und ungezügelten Temperament der Neapolitaner heraus ließen sich Szenen erklären wie die, da ein Vater mit Geschrei, Wehklagen, Händeschütteln, Fäusteballen und Drohungen in mein Zimmer gelaufen kam — umsonst suchte der alte Alfonso ihn daran zu hindern — aufgeregt, zerwühlt, jeder Höflichkeit bar, Anstand und Anrede vergessend und das ganze Haus mit seiner lauten, sich stets überschlagenden Stimme füllend.

(Fortsetzung Seite 62)

Dieses Inserat erscheint nur einmal!

MÖBEL-PFISTER hat AUSVERKAUF

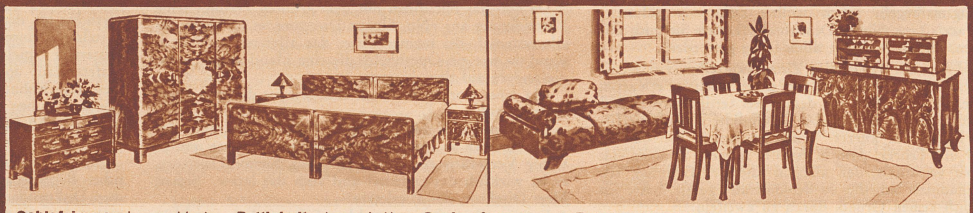
Amtlich bewilligter

TEIL-AUSVERKAUF

BERN: vom 12. Januar bis 31. Januar 1935
ZÜRICH: vom 18. Januar bis 16. Februar 1935
BASEL: vom 21. Januar bis 9. Februar 1935

DIE BESTE KAUFGELEGENHEIT DES JAHRES

MÖBEL PFISTER ist wieder am billigsten



Schlafzimmer in prachtvollem Oliven-Eschenton, neuestes, apartes Modell. Das schönste Zimmer dieser Preislage.

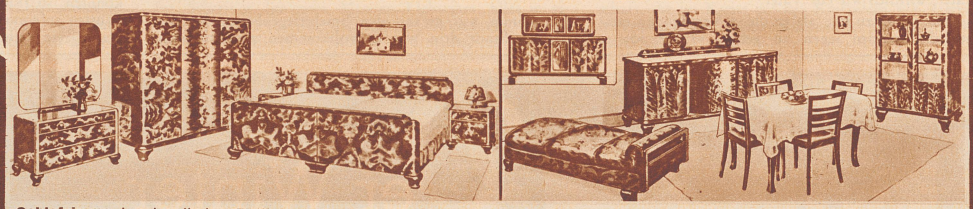
Bettinhalt, komplett, samt 6teiligem Federzeug in Ia. Halbflaum, extra weiche, mollige Matratzen.

Speisezimmer, 7teilig, samt eleganter Schlafcouch mit Schlummerrolle.

Zutaten, 12 praktische, wunderschöne Gegenstände komplettieren diese Aussteuer! (Siehe unten)

Das vorteilhafteste Angebot in dieser Preislage!

Jetzt nur Fr. 1275.-



Schlafzimmer in schwedisch Birkenmaserton, alles prima abgesperrt, die beliebte Kommoden-Toilette mit 3 Spiegeln.

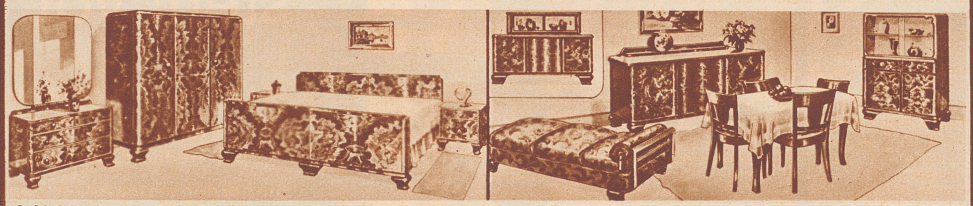
Bettinhalt mit garantiert reinen Roßhaar-Damast-Matratzen u. kompl. 6teilig. Federzeug. Ia. Halbflaum.

Speisezimmer, alles i. schwerem Hartholz. Engl. Buffet mit Sekretär-Vitrine oder Aufsatzbuffet und Couch, ferner Auszugtisch und Polsterstühle.

Zutaten, 12 praktische, wunderschöne Gegenstände komplettieren diese Aussteuer! (Siehe unten)

Eine fabelhafte Ausstattung!

Jetzt nur Fr. 1765.-



Schlafzimmer in echtem Nußbaum, alle Ecken stark abgerundet, wundervolle Toiletten-Kommode mit 3 Spiegeln u. Glasplatten.

Bettinhalt mit garantiert reinen Roßhaar-Damast-Matratzen u. kompl. Federzeug in Ia. Halbflaum.

Speisezimmer in schwerer Eiche, Fronten echter Wurzelmaser, wundervolles engl. Buffet mit Vitrine oder Aufsatzbuffet mit Couch, sowie Auszugtisch und bequeme Polsterstühle.

Zutaten, 12 praktische, wunderschöne Gegenstände komplettieren diese Aussteuer! (Siehe unten)

Eine konkurrenzlose Edelholz-Ausstattung!

Jetzt nur Fr. 2270.-

Die 10 vorteilhaftesten Aussteuern der Schweiz!

Greifen Sie zu — das wird Ihnen nirgends geboten!

Dieser Ausverkauf bietet Gelegenheiten, die man sich nicht entgehen lassen darf. Ohne die kleinste Einbuße an Qualität und Schönheit kaufen Sie jetzt die guten Pfister-Möbel zu Preisen, die jedermann verblüffen. So billig kaufen Sie nur einmal — jetzt, in Möbel-Pfisters Ausverkauf.

Alle Möbel werden bis zur Lieferung (bis Herbst 1935) sorgfältig und gratis eingelagert. Besondere Spezial-Angebote auf bequeme Teilzahlung. Freie, unverbindliche Besichtigung! Jedes Zimmer auch einzeln erhältlich!

Zutaten
in obigen Aussteuern inbegriffen:
1 Blumenständer
1 Servierwagen
1 Radiotisch
1 Fußkissen
2 Bettvorlagen
2 Speisezimmer-Bilder
1 Schlafzimmer-Bild
1 Küchentisch
2 Tabourets

Alles prima Schweizer Fabrikat mit vertraglicher Garantie.

Rasch zugreifen - der Ausverkauf dauert nur kurze Zeit!

Gutschein: (Ausschneiden und einsenden!) Nichtgewünschtes bitte streichen.

Als Leser der „Zürcher Illustrierten" wünsche ich unverbindliche Offerte mit Abbildungen über folgende **39teilige** Ausverkaufs-Aussteuern:

Fr. 985.- 1275.- 1480.- 1690.- 1985.-
Fr. 2270.- 2575.- 2950.- 3360.- 3600.-

Alles inbegriffen, samt komplettem Bettinhalt, 6teiligem Federzeug und allen Zutaten.

Ferner: Stark reduzierte, wundervolle, fabrikneue Occasions-Zimmer, zur Hälfte ihres Wertes.

Nicht zögern — sofort schreiben!

Name und Beruf: _____

Adresse: _____

Außerdem bei jedem Bareinkauf von über Fr. 1200.-
1 Fauteuil als Geschenk!
Fabelhaftes Modell mit Federkante!

Dieser Fauteuil als Geschenk

Fotorotar AG

Was war geschehen? Der Gesanglehrer hatte es gewagt, einem seiner beiden Jungen die Wange zu tätscheln und ihn «piccolo vagabondo» zu nennen, weil er zu spät zur Stunde erschienen war und sich damit entschuldigte, er hätte in der Nebengasse den blinden Straßenmusikanten zugehört.

Ueber diese «Roheit» war der Vater dermaßen aufgebracht, daß er am andern Morgen in der beschriebenen Art in die Schule gelaufen kam und in mein Direktionszimmer platzte. Ich war nur froh, daß der schuldige Lehrer zu dieser Stunde keinen Unterricht hatte; der in seinen Vatergefühlen so gröblich Verletzte wäre ihm sicherlich an den Hals gesprungen. Unter den obwaltenden Umständen begnügte er sich, seinen Wort- und Gestenschwall über mich loszulassen, dabei seinen Jungen, den er nicht von seiner Seite ließ, fortwährend mit Küssen und andern Zärtlichkeiten überschüttend, so seine väterliche Liebe und Besorgtheit in höchst eindrucksvoller Weise manifestierend. Daneben schwur er, zu allen Behörden zu laufen, die Schule, die einen solchen Lehrer duldete, zu verklagen, den Lehrer selbst um Stelle und Brot, wenn nicht ins Gefängnis zu bringen.

Ich ließ den Guten zunächst mal ausreden. Und nachdem er seinem Zorne Luft gemacht hatte, konnte man ganz gut mit ihm sprechen. Nach einer halben Stunde verließ er die Schule ordentlich beruhigt, allerdings nicht ohne die Drohung, in der nächsten Gesangsstunde wieder zu erscheinen, um den professore di musica selbst zu sehen.

Als ich diesen, einen alten, unendlich ruhigen Herrn, den nie etwas aus seiner Fassung bringen konnte, auf den kommenden Besuch aufmerksam machen und ihm Verhaltungsmaßregeln geben wollte, meinte er gelassen: «Mi faccia fare, Signor Direttore!» (Lassen Sie mich nur machen, ich bin noch mit allen fertig geworden).

Und wirklich verlief das Zusammentreffen viel weniger dramatisch, als ich nach dem ersten Auftritte erwarten mußte. Wie der Alte mit dem Vater fertig wurde, weiß ich nicht, aber er mußte über ansehnliche Talente verfügen. Denn nach kurzer Weile erschienen die beiden, Vater und Lehrer, Arm in Arm in meinem Zimmer, um mir zu versichern, daß alles in schönster Ordnung sei. Und nachdem sich dies so demonstrativ zeigte, hatte ich wahrlich keinen Grund, daran zu zweifeln.

Der gestern so aufgebrachte Vater, der den Lehrer zum mindesten erwürgen wollte, tätschelte ihm heute freundschaftlich den Arm: «E' proprio un babbo!» — Er ist wie ein Vater, wirklich wie ein Vater.

Ich hatte nichts zu tun, als zu dieser Versöhnung meinen stillschweigenden Segen zu geben. «Habe ich es Ihnen nicht gesagt», meinte der Alte mit listigen Augenzwinkern, als der Vater nach tausend Entschuldigungen und Freundschaftsbeteuerungen die Schule verlassen hatte, «daß ich mit ihm fertig werden würde? Ecco, finita la storia!»

*

Ja, wie ganz anders war diese neapolitanische Jugend als die der heimatlichen Stadt. Alle diese Buben, schon die zwölfjährigen, hatten etwas ungemein Selbständiges, Fertiges, Erwachsenes an sich, so sehr sie anderseits zu Hause am Gängelband gehalten wurden. Kaum einer, auch der älteren Jungen, die 14—15jährigen ausgenommen, durfte allein zur Schule kommen, alle wurden von der Mama, dem Vater, einem Diener begleitet.

Aber gerade dieser Dienerschaft und der Nachbarschaft gegenüber waren sie eben die jungen Herren, die mit dem nötigen Respekt behandelt werden mußten und die dementsprechend auftraten. Und so gaben sie sich in der Schule nett, liebenswürdig, mit einer selbstverständlichen Höflichkeit und Korrektheit, aber mit jener signorilen, etwas schauspielerischen Selbständigkeit, wie sie dem Süditaliener eigen ist und wie man sie in unseren Landen kaum findet.

Es konnte mir geschehen, daß ich beim Durchwandern der Schule irgendeinen Elfjährigen vor der Türe des Klassenzimmers stehen sah. Die alte Geschichte: Er hatte geschwatzt und war hinausgewiesen worden. Die einfachste Art für den Lehrer, sich unruhiger Elemente zu erwehren. Wie es meine Pflicht war, tadelte ich den Schüler mit der Bemerkung, ich möchte ihn dann keineswegs jeden Tag vor der Türe finden.

Da hob das Bürschlein mit dem größten Freimut seine Verteidigung an: «No, Signor Direttore, es ist heute das allererstemal, bei meiner Ehre, das allererste!» Und er stand da wie ein Opernheld, die eine Hand ausgestreckt, die andere auf dem Herzen.

«Ja, und morgen finde ich dich wieder da, und übermorgen auch.»

Er schaute mich mit traurigem Blicke an, gekränkt darüber, daß ich so etwas von ihm glauben konnte und so wenig Vertrauen zu ihm hatte. «No, Signor Direttore, es ist wirklich das erstemal und auch das letzte. Sicher, Herr Direktor, das allerletzte!»

Es war alles mit einem solchen Eifer und einer solchen Ueberzeugung vorgebracht, daß ich dem Kleinen einfach glauben mußte.

*

Schlimm war es mit den Spielgelegenheiten bestellt. In der Stadt drin war es vollkommen ausgeschlossen, irgendwo einen brauchbaren Spielplatz zu finden. Die schönen Spielwiesen Zürichs stiegen vor mir auf, wenn ich etwa in der Villa Communale, dem Stadtparke, die Buben Fußball spielen sah, dort, wo ganz Neapel sich erging, wo die Ammen und Kindermädchen in weiten, bauschigen und mit farbigen Bändern gezierten Röcken mit ihren kleinen Schützlingen herumstolzierten, majestätisch wie Pfauen, die das Rad schlugen.

Wollten wir einen freien Halbtag dem Spiele widmen, so mußten wir weit aus der Stadt hinaus, hinter den Rücken des Posillipo, in die flegräischen Felder am Golfe von Pozzuoli, wo ein Fußballklub sich in einem erloschenen Krater ein Spielfeld angelegt hatte, den «Campo di Agnano», den wir dank der Beziehungen, die einzelne unserer Schüler zu Vorstandsmitgliedern hatten, benutzen durften. Freilich nur unter der Bedingung, daß wir dem Wärter ein Trinkgeld gaben. Er hatte zwar rein nichts zu tun, als das Tor aufzuschließen, was er meist tat, nachdem wir alle schon längst über die Mauer geklettert waren. Aber er wachte mit Argusblicken darüber, daß er seinen Obolus bekam.

Man fuhr mit der Bahn oder mit der Elektrischen eine halbe Stunde westwärts vor die Stadt, um dann noch ein hübsches Stück zu marschieren. Aber das Feld war herrlich. Wir waren ganz allein, mitten in einem vulkanischen Hügelland. Ueberall ragten die alten, teilweise bewaldeten Kraterwände auf. Nahebei lagen die Thermen von Agnano, ein großes, vornehmes Badeetablissement, in welchem die vulkanischen Dämpfe und die Wasser, die hier zutage treten, zu Heilzwecken ausgebeutet werden.

Auf diesem Spielfeld war Fußball Trumpf. Umsonst versuchte ich, den Jungen auch die schönen Spiele zu vermitteln, die unsere Schüler in der Heimat mit so viel Begeisterung spielten: Handball, Grenzball, Schlagball, Stafettenlauf und andere. Man gab sich zwar Mühe, diese ungewohnten Spiele zu erfassen, aber nach fünf Minuten kamen die Buben alle wie auf Kommando hergelaufen und bettelten: «Fußball, Herr Direktor, bitte schön! Spielen wir doch Fußball!»

Also spielten wir Fußball. Spielten ihn mit unermüdlicher Begeisterung, mit viel Geschrei und mit unendlichen Diskussionen. Es sah oft furchtbar aus! Die Buben waren zu einem überquellenden Vulkan geworden. Hände verwerfend, Augen rollend, wüteten sie aufeinander ein, diskutierten die Goals und die Fouls. Keine Partei blieb der andern etwas schuldig. Jeder Augenblick konnten, so fürchtete man, zwei feindliche Lager mit Fäusten aufeinander werfen. Aber das sah nur so aus. Es waren rein rethorische Temperamentsausbrüche. Plötz-

lich ebbte wieder alles ab, und das Spiel ging ruhig weiter. Manchmal freilich mußte mein Machtwort in den Knäuel hineingeworfen werden, um die erhitzten Gemüter auseinanderzubringen und die Buben daran zu erinnern, daß man zum Spielen und nicht zum Disputieren hergekommen war. Beruhigt waren sie zwar deswegen noch nicht.

Aber diese Spielvormittage — die Nachmittage waren dazu meistens zu warm — haben viel Freude gebracht. Die Jungen waren für eine solche Abwechslung immer dankbar, und mir selbst bot sich die Gelegenheit, mit manchem unter ihnen, besonders mit den größeren, ganz anders bekannt zu werden, als dies in der Schule selbst möglich war, wo ich für viele der ferne Direktor blieb, den man nur in Notfällen konsultierte.

Wenn das Spiel zu Ende war und man unter den Goalstangen sich anzog, dann ging der Spielleiter sozusagen mit dem Klingelbeutel umher, und jeder legte aus Hosentasche und Geldbeutel hinein, was er gerade bei sich hatte oder was er geben wollte. Und beim Hinausgehen aus dem Tor schüttelte man die Münzen dem Wärter in die Hand als das ihm zustehende Trinkgeld.

*

Nahe bei der Schule lag das Hauptkommando der Neapeler Garnison. Eine Reihe Offizierskinder besuchten daher die Schweizerschule. Sie war bequem gelegen, und dann hatten diese hohen Militärs im Weltkriege gesehen, wie nötig Sprachenkenntnisse waren, und sie hielten nun darauf, daß ihre Kinder, die Knaben vor allem, deutsch und französisch lernten. So standen denn morgens und abends vor dem Schulportale immer eine Anzahl Offiziersburschen, die die Kinder brachten oder abholten, und es war reizend zu sehen, wie mütterlich sie sich ihrer annahmen und die kleinen Knirpse des Kindergartens oder der ersten Klasse sorglich am Händchen nach Hause führten.

Das Problem des «In-die-Schule-gehen» ist leider in den Großstädten nicht so einfach wie in der Schweiz. Oft kommen die Kinder aus ganz anderen Quartieren der Stadt, haben einen fast stundenlangen Weg. Ihn allein zu suchen, ist für die Kleinen ganz unmöglich. Zu groß sind die Gefahren in diesem ungeordneten Straßenverkehr und im oft zügellosen Treiben einer internationalen Hafenstadt. So müssen denn die meisten Kinder auf dem Schulwege begleitet werden. Für die Eltern, die schon ein ziemlich hohes Schulgeld zu bezahlen haben, ergibt sich daraus eine neue Belastung. Denn nicht immer ist es dem Vater oder der Mutter möglich, diese Begleitung selbst zu übernehmen. So wimmelt es denn am Morgen und am Abend vor der Schule von Dienstmädchen und Dienern aller Art und aller Güte, von Tanten, Onkeln und Großvätern, von Autos und Carrozzellen. Für viele Schweizereltern aber ergibt sich aus diesen Umständen die unangenehme Tatsache, daß sie auf die Schweizerschule verzichten müssen, weil diese zu entfernt gelegen ist, um die Kinder allein gehen zu lassen, eine tägliche Begleitung aber sie zu teuer zu stehen kommt.

Für die Schule anderseits war diese Begleitung, auf die oft genug gar kein Verlaß war, Grund zu steter Unruhe. Denn häufig genug ließ beim Schulschluß um vier Uhr dieses Begleitpersonal sehr lange auf sich warten, und es blieb uns nichts anderes übrig, als die Kinder zurückzubehalten und zu beschäftigen, bis die Köchin, der Hausbursche eintraf, was oft mehr als eine Stunde dauern konnte. In dieser Beziehung war man mit den Offizierskindern gut dran. Schlags drei oder vier standen die Soldaten vor der Schultüre, um ihre Schützlinge in Empfang zu nehmen. Da gab es nie ein langweiliges Warten.

Später, als das Problem des Schulweges infolge des immer zunehmenden Verkehrs noch schwieriger wurde, mußte sich die Schule entschließen, dem Beispiele privater Institute zu folgen und für ihre Schüler eine besondere Transportgelegenheit zu schaffen. Und so rollte denn am frühen Morgen ein Autobus, der «Scuola Svizzera» an der Stirnseite trug, durch die Straße der Stadt, dem Kai entlang und an ihren Kastellen vorbei, und sammelte die Kinder, die wartend vor ihren Häusern standen und brachte sie, Trupp um Trupp, zur Schule. Und abends wurden sie alle wieder, wenigstens die, die nicht bei der alten Begleitung durch das Dienstpersonal geblieben waren, nach Hause geführt. Das komplizierte natürlich den Schulbetrieb aufs neue und brachte auch den Eltern wieder neue Auslagen, die allerdings leichter zu tragen waren und vor allem auch weniger Mühe und Verdruß verursachten, als diejenigen für das unzuverlässige Begleitpersonal.

Und so hielt vor der Schweizerschule jeden Morgen das Schulauto, und ihm entstiegen die vielen Kleinen mit Schulsack und Mittagskorb und wurden vom Schuldiener sorglich in Empfang genommen. Fast wie in einem Hotel.

Dieser Schuldiener, der Alfonso im Amte folgte, hieß Umberto. Er war ein junger Mann, Schreiner von Beruf, ein flinker Bursche und zu allem brauchbar. Zusammen mit seiner Frau besorgte er alle Arbeiten, die es in der Schule zu tun gab. Er war Abwart, Türsteher, Ausläufer, Schreiner, Schlosser, Maurer, Elektriker, alles in einer Person. Er rahmte die schönen Plakate ein, die ich mir aus der Schweiz verschaffte, und machte für die kahlen Zimmer einen farbenfrohen, heimatlichen Wandschmuck. Er besorgte alle Reparaturen, die es täglich gab, denn die Schullokale waren alt und baufällig. Er sorgte für Lüftung und Reinigung der Zimmer, tat alle Botengänge und stand gleichwohl den ganzen Vormittag an der Schultüre und machte die Honneurs.

Und Anna, seine Frau, besorgte die vielen Kleinen, half ihnen am Morgen aus Kleidern und Mänteln, bediente mittags bei Tische, nähte die zerrissenen Schürzen und Hosen zusammen und packte am Abend Schultornister und Mittagskorb, damit nichts verloren ginge, verstaute alles, Mensch und Habe im väterlichen Auto oder im Schulomnibus, kannte von jedem seine Besonderheiten und seine kleinen Nachlässigkeiten und war von allen geliebt und von den Eltern geschätzt.

Denn ach, wie wichtig war in Neapel so ein Kind. Ein halbes Heer wurde seinetwegen auf die Beine gestellt, eine ganze Familie in Bewegung gebracht. Was war das zum Beispiel für eine Staatsaktion, als der kleine Sohn des kommandierenden Generals unsere Schule besuchen sollte.

Morgens um neun Uhr meldete mir Umberto, daß mich ein Sergente zu sprechen wünsche, er komme aus dem Hauptkommando. Man möchte dort wissen, ob ich diesen Vormittag für den General zu sprechen sei. Ich erklärte, daß ich jederzeit zur Verfügung stehe.

Eine Stunde später erschien ein Capitano, jung, tipptopp, um mitzuteilen, daß der Colonello Soundso, Adjudant seiner Exzellenz des Generals, sich erlauben werde, in einer halben Stunde bei mir vorbei zu kommen, um die Angelegenheit des Schuleintrittes des kleinen Sohnes des Generals zu besprechen.

Punkt zehneinhalb stellte sich der Oberst ein und eröffnete mir, daß der General beschlossen habe, einen kleinen Jungen unserer Schule anzuvertrauen und daß er sich erlauben werde, ihn um elf Uhr selbst herzubringen. Inzwischen möchte er die nötigen Formalitäten erledigen.

Nachdem dies zu seiner Zufriedenheit geschehen war, entfernte er sich wieder, korrekt und tadellos bis aufs Tüpfchen, um fünf Minuten vor elf Uhr wieder zu erscheinen, zusammen mit dem Capitano, den ich eine Stunde früher empfangen hatte, ihnen voran eine Ordonnanz mit dem gewichtigen Büblein an der Hand. Und Schlag elf Uhr erschien der General selbst, von seiner Frau und deren Schwester und einem Adjudanten begleitet.

Im Vorraum der Schule empfing ich die illustre Gesellschaft, die im Kreise um das Knirpslein von Erstkläßler herumstand und seinem Schuleintritt die nötige wichtige Folie gab.

Gesunde Haut ist schön

Darum benutzt man zur Hautpflege
Chesebrough Vaseline

Dieses Hautpflegemittel erhält die Haut widerstandsfähig und frisch und macht sie dabei seidig und zart.

CHESEBROUGH VASELINE MIT DEM LEUCHTTURM

Chesebrough Vaseline zur Hautpflege
Chesebrough Cold-Cream zur Schönheitspflege
Chesebrough Haar Tonic zur Haarpflege
Erhältlich in Blechdosen, reinen Zinntuben und Gläsern

CHESEBROUGH Vaseline

General-Depot: Basler Lagerhausgesellschaft, Basel

Kranke und Ungeheilte finden Rat und Hilfe ohne Operation und Bestrahlung im
Kurhaus Parkhotel AROSA
Telefon 580
Verlangen Sie bitte Prospekt Nr. 3

CLICHÉS JEDER ART
ZÜRICH Kunstlerstr. 11
GEBR. ERNI & Cie

CANNES SONNEN- und SEE-BÄDER IM WINTER
DIE STADT DER BLUMEN UND MONDÄNEN • SPORTS
VERLANGEN SIE AUSKÜNFTE: SYNDICAT D'INITIATIVE DE CANNES

Das neue Italien erwartet Sie

CAPRI HOTEL VITTORIA PAGANO
RUHE + SONNE + MEER + GARTEN + JEDER KOMFORT
Pensionspreis von Lire 28 bis 35. Bes.: Carlo Pagano

Gütermanns Nähseiden A. G. Zürich Fabrikation in Buchs am Vierwaldstättersee
Einzige schweizerische Nähseidenfabrik mit eigener Spinnerei